

Worte für den Tag
Montag, 3.6.2013
Birne Helene

Es war ein entspannter Abend unter Freunden beim Italiener um die Ecke. Das Essen ist köstlich. Keiner will aufbrechen. Wir bitten um die Dessertkarte: „Einmal Birne Helene“ bestelle ich - zum ersten Mal in meinem Leben. Fruchttige Birne mit Schokoladensauce auf Vanilleeis – das klingt lecker und leicht. Es dauert nicht lange, da bringt uns der Kellner den Nachtisch. Mit einem charmanten „Prego“! serviert er die Köstlichkeiten, und ich staune nicht schlecht: Was mich da auf dem Teller anlacht ist eine Birnenhälfte – zweifelsohne. Doch statt Schokoladensauce prangt bonbonrote Erdbeersauce darauf. Auf Nachfragen zeigt sich der Kellner ehrlich überrascht. Ein gemeinsamer Blick in die Karte gibt mir recht: „Null Problemo!“ ruft er fröhlich und verschwindet, um kurz darauf wieder zu erscheinen. Doch statt einen zweiten Teller – diesmal mit der echten Birne Helene- zaubert er eine große Flasche Schokoladensauce hinter dem Rücken hervor, und noch ehe ich etwas sagen kann, überspritzt er die Erdbeer- mit der Schokosauce. Ich bin sprachlos. Die Freunde lachen. Vor mir schwimmt die Birne in einem undefinierbar süßen Erdbeer-Schokogemisch. Im ersten Augenblick will ich mich entrüsten und einen neuen Teller – diesmal ohne Erdbeersauce – verlangen. Dann muss auch ich lachen, angesteckt durch das Gelächter der Anderen. Ich muss lachen über das harmlos naive Bemühen des Kellners und über mich selber. Schließlich habe ich gerade genau das getan, was ich so belächelnd finde, wenn ich selbst im Ausland bin: Touristen, die in Italien oder anderswo „*Typical German Schnitzel mit Pommes Frites*“ bestellen. Mittlerweile weiß ich: Die wahre Birne Helene heißt „*Poire belle Hélène*“ und wurde im Jahr 1870 von Auguste Escoffier kreiert – als kulinarische Homage an den Komponisten Jacques Offenbach, der im selben Jahr „*Die schöne Helene*“ in Paris auf der Operettenbühne präsentierte. Pochierte Birne auf Vanilleeis mit heißer Schokoladensauce und kandierten Veilchen. So habe ich dank des Kellners schließlich noch etwas dazu gelernt. Und eine gute Portion Nachsicht und Gelassenheit. Mehr davon und wir könnten eines Tages vielleicht auch wieder etwas gelassener über Europas Zukunft und unser Miteinander darin sagen:

Null Problemo!

Pfarrerin Barbara Manterfeld-Wormit

*Worte für den Tag
Dienstag, 4.6.2013
Apollonia*

Ich habe Angst vor dem Zahnarzt. Ich schäme mich dafür. Es gibt wahrlich Schlimmeres als ein Loch im Zahn oder eine Wurzelbehandlung, zumal die Behandlungsmethoden heute erheblich sanfter sind als zu Zeiten unserer Vorfahren. Doch diese Einsicht hilft mir nicht: Ich pflege in der Nacht vor einem Zahnarzttermin schlecht zu schlafen. Ich verlange selbst bei harmloser Behandlung nach einer Betäubung und versuche der Furcht vor der Spritze mit konzentrierter Bauchatmung zu begegnen. Es gelingt mir nicht wirklich.

In der letzten Zahnarztsitzung hat mich eine Frau gerettet. Während der Behandlungsstuhl nach hinten gefahren wurde, blickte sie ruhig und entschlossen auf mich nieder. Es handelte sich um eine kleine russische Ikone: Die heilige Apollonia, so klärte mein Zahnarzt mich auf. Eine alte Frau, selbst russisch-orthodox, habe sie ihm als Zeichen der Dankbarkeit nach erfolgreicher Behandlung geschenkt. Nun hängt sie da und verleiht dem klinisch weißen Raum eine warme, fast tröstliche Atmosphäre. Apollonia gilt als Schutzpatronin der Zahnärzte und Schutzheilige gegen Zahnschmerzen. Der Legende nach lebte sie vor rund 1800 Jahren in Alexandria und weigerte sich damals während eines Pogroms, ihrem christlichen Glauben abzuschwören. Sie wurde grausam gefoltert und nach dem Bericht eines Bischofs sollen ihr dabei die Zähne ausgeschlagen worden sein. Zu erkennen ist sie daher auf den Bildern an einer Zange mit Zahn.

Ich glaube nicht wirklich an Heiligenlegenden, aber irgendwie hat es mich getröstet, dass ich mit meiner Angst vor dem Zahnarzt offensichtlich nicht alleine dastehe. Und dass selbst mein Zahnarzt bei aller Profession und ärztlichen Kunst auch gern die Schutzpatronin in seinem Rücken weiß.

Ob es um einen maroden Zahn geht oder ein angegriffenes Herz – jede Erkrankung weist uns auf unsere eigene Verwundbarkeit und Endlichkeit hin. Darum haben wir Angst. Plötzlich sind wir angewiesen auf die Kunst der Ärzte und ihnen für einen Moment ausgeliefert. Wenn am Ende dann die Behandlung erfolgreich war, ist das Grund, dankbar zu sein. Dankbar wie die alte Frau, die mit ihrem besonderen Geschenk nicht nur dem Zahnarzt dankte, sondern auch dem, dem wir letzten Endes unser ganzes Leben und unsere Gesundheit verdanken.

Pfarrerin Barbara Manterfeld-Wormit

*Worte für den Tag
Mittwoch, 5.6.2013
Les vieux Amants*

Arm in Arm spazieren sie Tag für Tag an unserem Haus vorbei. Immer um dieselbe Zeit. Er trägt Schirmmütze und Trachtenjacke, sie einen altmodischen Hut. Sie setzen ihre Schritte vorsichtig, fast wie Marionetten – als habe man einen unsichtbaren Faden in ihrem Nacken befestigt. Ihre Rücken sind gebeugt. Sie sind sehr alt.

Jedes Mal, wenn ich sie vom Fenster aus zufällig erblicke oder den beiden auf der Strasse begegne, bin ich gerührt: von der Zuverlässigkeit, mit der sie täglich bei Wind und Wetter ihre Runde durch unseren Kiez drehen. Von der besorgten Zärtlichkeit, mit der er seinen Arm unter den ihren hält, um ihr Halt zu geben. Von der behutsamen Langsamkeit ihrer Schritte. Es ist ein kostbares Bild in unserer Zeit: Das Bild zweier alter Menschen, die sich immer noch lieben.

Jacques Brel hat dieser besonderen und seltenen Liebe mit seinem *Chanson des vieux amants* – Lied von den alten Liebenden - ein musikalisches Denkmal gesetzt. In einer Übersetzung des deutschen Liedermachers Klaus Hoffman heißt es darin:

*Mein Lieb, mein Leid,
ich lieb dich noch wie in der ersten Zeit,
von Anbeginn bis in die Ewigkeit
weißt du, ich lieb dich noch!*

Das Lied drückt genau das aus, was ich beim Anblick des alten, liebevollen Paares empfinde: Wie schön muss es sein, auch nach Jahrzehnten des Zusammenseins noch solche Liebe füreinander zu haben. Und was für ein Geschenk, wenn man gemeinsam so alt werden kann – voller Zärtlichkeit und Sorge für den anderen. Wenn Liebe nicht zur Gewohnheit geworden und man nicht nur neben einander her, sondern miteinander geht. In der Bibel ist das im Buch Kohelet treffend beschrieben: *So ist's ja besser zu zweien als allein; denn sie haben guten Lohn für ihre Mühe. Fällt einer von ihnen, so hilft ihm sein Gesell wieder auf. Weh dem, der allein ist, wenn er fällt! ...Auch, wenn zwei beieinander liegen, wärmen sie sich; wie kann ein einzelner warm werden?*

Ich hoffe sehr, ich kann die beiden noch oft an unserem Haus vorbeispazieren sehen. Gemeinsam. Sie zeigen, dass Liebe gelingen kann. Und dass sie ein Leben lang – ja vielleicht ewig - halten kann.

Pfarrerin Barbara Manterfeld-Wormit

*Worte für den Tag
Donnerstag, 6.6.2013
Dauerlächeln*

Letztes Jahr saß in unserem Garten ein Frosch. Geschmeidig hielt er seine Beine im Lotussitz verschlungen, die Hände ruhten auf den Knien. Dabei lächelte er gelassen von einem Froschohr zum anderen. Der Frosch ist aus Gips - ein Geschenk der Nachbarn für unsern Garten. Ein Jahr lang zierte er unseren Rasen – bei Wind und Wetter, Sonne, Regen und Schnee. In diesem Frühjahr habe ich ihn vorübergehend in den Schuppen verbannt. Irgendwie brauchte ich eine Auszeit. Das Dauerlächeln des Frosches begann mir auf die Nerven zu gehen.

Kürzlich kehrte eine Kollegin von einer mehrwöchigen Reise aus Birma zurück. 87% der Bevölkerung sind dort Buddhisten. Auf meine Frage, wie es ihr gefallen habe, antwortete sie: „Überwältigend, doch am Ende habe ich mich richtig nach einem Kreuz gesehnt. Ich konnte die vielen lächelnden Buddhas nicht mehr ertragen.“

Ein Satz, den man hierzulande nicht oft hört. Der Handel mit Buddhafiguren für Haus, Hof und Garten blüht. Sie gelten als Quelle der Entspannung und Gelassenheit. Dem Kreuz geht es dagegen gern an den Kragen, zuletzt anlässlich der Eröffnung des NSU-Prozesses, als ein türkischer Abgeordneter die Entfernung des christlichen Symbols aus dem Gerichtssaal forderte.

Auch ich habe hin und wieder meine Schwierigkeiten mit dem Kreuz. Es ist und bleibt ein Ärgernis und eine Torheit, wie der Apostel Paulus schreibt. Ein Ärgernis, wenn ich kleine Kinder durch die Kirche führe und spüre, wie sie beim Anblick des Gekreuzigten ängstlich zusammenzucken, eine Torheit, wenn es als überdimensionaler, billiger Modeschmuck dient und ohne Sinn und Verstand getragen wird.

Dennoch ist mir das Kreuz ein kostbares Glaubenssymbol. Erst kürzlich, als ich es unserer ältesten Tochter am Tag ihrer Konfirmation an einer schmalen Silberkette um den Hals legte. Wenige Tage zuvor habe ich es einer Frau aus meiner Gemeinde am Krankenbett auf die Stirn gezeichnet und sie hat dabei tief und entspannt geatmet.

Unser Leben ist kein Dauerlächeln. Oft genug fließen Tränen. Das Kreuz verbindet beides: Gottes Ja zum Leben und die traurige Realität von Leid und Tod. Darum gehört es vielleicht nicht in den Garten, wohl aber in unsere Kirchen, auf Krankenhausflure und auf manche Stirn als Ausdruck der Gegenwart Gottes in Lachen und Weinen.

Pfarrerin Barbara Manterfeld-Wormit

*Worte für den Tag
Freitag, 7.6.2013
Mobil erreichbar*

„Was glaubst Du, was das ist?“ Ein Freund hält mir ein kleines Stück Papier unter die Nase. Es ist mit Bleistift bekrizelt. Zahlen kann ich darauf erkennen und kleine, von Hand gezeichnete Kästchen. „Keine Ahnung“, erwidere ich nach einigem Rätseln: „Schiffe versenken vielleicht?“

Es ist ein Handy, klärt mich der Freund auf. Ein Kinderspielzeug, selbst gemacht. Unser Freund ist gerade von einer dreiwöchigen Reise nach Äthiopien zurückgekehrt, um dort Kontakt mit unserer zukünftigen Partnerkirche zu knüpfen. *Dort entsteht gerade mitten in einer kargen Landschaft eine Schule.* Die Kinder der Schule haben das Papierhandy gebastelt.

Äthiopien ist eines der ärmsten Länder weltweit. Die rote Erde ist trocken und staubig. Das Land bergig und unwirtlich. Es herrscht eine trockene Hitze. Die Menschen leben von Landwirtschaft und von der Rosenzucht. Viele unserer Rosen, die wir mitten im Winter in Deutschland kaufen, stammen aus äthiopischen Gewächshäusern.

Unsere Partnerkirche, die Mekane Yesus Kirche, wächst. Zum sonntäglichen Gottesdienst kommen bis zu 1000 Gemeindeglieder in die schlichte Bretterkirche, um *stundenlang* miteinander zu beten, zu singen und zu tanzen. Junge Familien, Kinder und Alte. Sie kommen zu Fuß und legen viele, viele Kilometer für den Kirchengang zurück. Autos sind teuer und bleiben im unwegsamen Gelände meist liegen.

Womit können wir unsere künftige Partnergemeinde unterstützen, wollten wir wissen. Mit der Finanzierung des Baus weiterer Klassenräume, sagte der dortige Pastor. Und dankbar wäre man auch für ein oder zwei Fortbewegungsmittel. Also zwei Geländeautos? Nein, so lautete die Antwort: Man wünsche sich zwei Lastesel, damit man mobiler sei.

Mein Blick fällt auf das Kinderspielzeug auf dem Tisch vor mir. Ein Papierhandy. Traum äthiopischer Kinder irgendwo in einer anderen Welt, wo Mobilität nicht in ständiger Erreichbarkeit und neuester Technik besteht, sondern in zwei Mauleseln, mit denen man von A nach B kommt.

Pfarrerin Barbara Manterfeld-Wormit

*Worte für den Tag
Sonnabend, 8.6.2013
Kindermund*

Es sollte eine kurze Atempause sein im lauten Trubel eines Kindergeburtstages: „So, jetzt schreibt mal jeder seinen Namen auf die Gewinntüte!“ – „Kann ich auch was malen?“ rief der Achtjährige. „Malen? Ja, klar. Hauptsache, Du erkennst Deine eigene Tüte wieder.“ Nicht lange darauf hielt mir der kleine Knirps stolz seine Papiertüte unter die Nase, und mir stockte der Atem: Da prangte gut sichtbar ein schwarzes Hakenkreuz. Was tun inmitten einer Kinderparty? Das fremde Kind zur Rede stellen? Schimpfen oder versuchen aufzuklären?

Ich entschied mich für letzteres und fragte den Zweitklässler, ob er überhaupt wisse, was das sei? „*Natürlich*“, erwiderte der: „*Das ist das Zeichen von Hitler*“. Ob er wisse, dass das heute verboten sei? „*Mir doch egal*.“

An dieser Stelle endete die Diskussion im Gejohle der anderen Kinder. Doch meine Unbefangenheit war dahin. Woher hatte der Junge das? Und vor allem: Wie kann man in einem solchen Fall angemessen reagieren?

Dummheit kann man nicht verbieten! Mit diesem Satz hat der FDP-Vorsitzende Philipp Rösler das Nein seiner Partei zum Antrag auf ein NPD-Verbot begründet. Es stimmt: Verbieten kann man Dummheit nicht. Aber dafür Sorge tragen, dass unsere Kinder nicht dumm bleiben, was Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft anbelangt. Als ich im Alter des kleinen Hakenkreuzmalers war, verschlang ich das Kinderbuch von Judith Kerr „Als Hitler das rosa Kaninchen stahl“ und bekam eine dunkle Ahnung dessen, was sich damals in meinem Land unter dem Zeichen des Hakenkreuzes abgespielt hatte. Danach begann ich, meine Großeltern zu befragen und weiß noch heute, wie die meisten dieser Anläufe mit Abwehr oder Verstummen endeten. Irgendwann hörte ich auf zu fragen.

Wenn dein Kind dich morgen fragt..., heißt es schon in der Bibel. Wenn Kinder fragen oder uns infrage stellen, dann sind wir oft ganz schön gefordert, so wie im Falle unseres kleinen Gastes auf dem Kindergeburtstag. Ich hätte mir als Kind sehr gewünscht, meine Großeltern wären damals auch bei diesem Thema für mich da gewesen, so wie sonst immer. Heute beginne ich zu verstehen, wie schwer es ist, die rechten Worte zu finden. Doch es bleibt wichtig, sich nicht zu verstecken und Farbe zu bekennen. Auch gegen schwarze Hakenkreuze von Kinderhand.